

## **Zwischen Sicherheit und Chaos**

### ***Gedanken zur Zukunft der Psychotherapie***

Von Ernst Spengler

„Krise der Tiefenpsychologie“: Da sind wohl jene Psychotherapierichtungen gemeint, die davon ausgehen, die *menschlichen Verhaltensweisen seien von unbewussten Kräften gesteuert*. Eine Grundannahme, die schon in der Romantik Anhänger hatte – ich nenne nur Arthur Schopenhauer (1819), Carl Gustav Carus (1846), und Eduard von Hartmann (1869) –, doch erst mit Sigmund Freuds Psychoanalyse ab 1900 wurde dafür wissenschaftliche Geltung beansprucht. Sie erlangte diese erst nach Jahrzehnten, nämlich um die Mitte des 20. Jahrhunderts, trotz diversen Anfechtungen, wie etwa von Hans Jürgen Eysenk (1952, 1977).

Vor Freud hatte nur die sogenannte Bewusstseinspsychologie wissenschaftliche Akzeptanz. Nach der Verselbständigung der Psychologie gegenüber der Philosophie trachtete man danach, naturwissenschaftliche Methoden wie Zählen und Messen zur Grundlage psychologischer Theorien zu machen; da aber von unbewussten Grössen definitionsgemäss *nichts* zu wissen ist, befasste sich die Psychologie mit Experimenten zu bewussten Phänomenen. Gustav Theodor Fechner und Wilhelm Wundt stehen für das damalige Bestreben, eine „Psychophysik ohne Seele“ zu schaffen. Diese Richtung verfiel um die Wende zum 20. Jahrhundert einer Methodenkrise, indes die geisteswissenschaftlich ausgerichtete Psychologie mit Wilhelm Diltheys (1900) Differenzierung zwischen „erklärender“ und „verstehender“ Psychologie eine neue Blütezeit erlebte. Sie leitete über zur Entwicklung der philosophischen Anthropologie, auf den Grundlagen der Phänomenologie (Edmund Husserl 1913) und der Ontologie (Martin Heidegger 1926).

Die alte experimentelle Psychologie andererseits entwickelte sich auf den Grundlagen Iwan Petrowitsch Pawlows und John Watsons weiter. Mit der darauf beruhenden Verhaltenstherapie kamen nach 1970 wieder vermehrt die zählenden und messenden naturwissenschaftlichen Methoden zur Anwendung, und die Entwicklung von immer leistungsfähigeren Computern erlaubte die statistische Verarbeitung und den Vergleich von immer grösseren Datenmengen. Endlich konnte die Psychologie einen Status als Naturwissenschaft beanspruchen dank der empirisch-statistischen Überprüfung ihrer Theoreme. Andererseits wird seither alles, was nicht statistisch „gesichert“ ist, als vorwissenschaftlich oder zumindest als „nicht wissenschaftlich“ abklassiert. Zuweilen wird es sogar kurzerhand mit Spekulation und Esoterik in einen Topf geworfen. Den methodischen Anspruch, nur „Tatsachen“ als wissenschaftlich gültig anzuerkennen, die durch „objektive“

Beobachtung gegeben und mittels Messgerät verifizierbar sind, nennt man *Positivismus*. „Objektivität“ wird dabei angestrebt, indem möglichst alle „subjektiven“ Einflüsse des Beobachters eliminiert sein sollen. Der Mainstream der gegenwärtigen Psychologie, die zugleich den – aus meiner Sicht unhaltbaren – Anspruch erhebt, Grundlagenwissenschaft für die Psychotherapie zu sein, ist noch immer dem positivistischen Methodenideal verpflichtet. Unhaltbar ist der Anspruch, weil Psychotherapie eine selbständige Wissenschaft ist, welche Grundlagenwissen nicht allein von der Psychologie bezieht, sondern in weit grösserem Umfang aus andern Fachgebieten, von der Psychiatrie über die Hirnforschung bis zur Erkenntnistheorie und zur philosophischen Anthropologie. Die Universitätspsychologie bot zB in Zürich bis in die siebziger Jahre keine Psychopathologie an, nicht zuletzt weil der Zürcher Gesetzgeber Psychotherapie als ärztliche Domäne schützte. Kenntnisse der Psychopathologie sind aber unerlässlich für die Diagnose und die Behandlung von psychischen Störungen und Krankheiten. Deshalb lehrte und prüfte das CG Jung-Institut dieses Fach schon ab seiner Gründung im Jahr 1948. An der Universität konnte man es als Psychologiestudent nur bei den Heilpädagogen belegen.

Unter dem Druck des Wissenschaftspositivismus wurden in den letzten Jahrzehnten immer mehr Lehrstühle für Psychologie an den Universitäten mit dessen Anhängern besetzt und die früher stärker vertretenen geisteswissenschaftlich orientierten Professuren zusehends marginalisiert. Der Einfluss der letzteren ist heute beinahe bedeutungslos geworden. Die Überzeugung, nur mit Befunden, welche mit naturwissenschaftlichen Methoden erhoben worden sind, lasse sich gesichertes Wissen über psychische Vorgänge erlangen, weckte in der Folge den Machtanspruch, das *allein gültige Wissen* zu vertreten, und zwar auch für die Psychotherapie. Diese war zwar zuvor am ehesten ein Abkömmling der Psychiatrie, hatte aber auch historische Wurzeln in der Theologie bzw. der Seelsorge.

Hervorstechendstes Zeugnis des neuen Machtanspruches der Psychologie über die Psychotherapie war ein Beitrag des Hamburgers Klaus Grawe, der an der Universität Bern gelehrt hat, im „Forschungsgutachten zu Fragen eines deutschen Psychotherapiegesetzes“, 1991. Er kam auf Grund einer Metanalyse von Forschungsstudien, die 1971 bis 1984 gemacht worden waren, zum Schluss, dass nur die Verhaltenstherapie seinen wissenschaftlichen Kriterien genüge, sowie in beschränktem Umfang psychoanalytische Kurztherapien. Die tiefenpsychologischen Psychotherapien etikettierte er als „Auslaufmodelle“, weil sie keinen oder nur einen ungenügenden Wirksamkeitsnachweis beanspruchen könnten. Das war ein Tiefschlag für diese Therapiemethoden, denen somit die „Wissenschaftlichkeit“ abgesprochen war und für die Grawe forderte, dass sie kurzerhand aus der Gesundheitsversorgung auszuschliessen seien.

Wenn im Titel unserer Vortragreihe von einer *Krise* der Tiefenpsychologie die Rede ist, so ist eine Wurzel dieser Krise sicher in dieser Attacke Grawes zu sehen. Denn er vermarktete seinen „Befund“ sehr erfolgreich bis in Boulevardblätter hinein, und Krankenkassen wie Gesetzgeber griffen die Gelegenheit auf, unter Berufung auf diese willkommenen Feststellungen die psychotherapeutischen Angebote zurückzuschneiden. In Deutschland führte dies zu einem Psychotherapiegesetz, das nur noch Ärzte und Psychologen mit Uni-Abschluss zum Psychotherapeutenberuf zulässt und den Kreis der therapeutischen Methoden auf wenige einschränkt. Ähnliche Auswirkungen sind in der Schweiz auch bei der Berufszulassung im Zürcher Gesundheitsgesetz vom Jahr 2000 sowie voraussichtlich im kommenden „Psy-Gesetz“ des Bundes zu sehen, ferner in der Nichtaufnahme der Psychotherapeuten ins neue KVG von 1995 als Leistungserbringer in der Grundversicherung.

Inzwischen hat sich in mehreren Nachuntersuchungen von renommierten Forschern zu Grawes Metastudie herausgestellt, dass darin happige Ungereimtheiten festzustellen sind. Die angeblich statistisch abgesicherte Überlegenheit der Verhaltenstherapie sei überhaupt nicht belegbar, zum einen weil die Vergleiche zB zwischen Verhaltenstherapie und Psychoanalyse schon zahlenmässig nicht aussagekräftig sind und dort, wo ein Vergleich möglich ist, die Nachprüfung keine Überlegenheit der einen über die andere Methode ergebe (Tschuschke 1997). Auch sonst bleibt die wissenschaftliche Qualität von Grawes Arbeit sehr fragwürdig, etwa wenn er in der folgenschweren Frage der Therapiedauer den amerikanischen Forscher K. Howard schlicht falsch zitiert, um zu darzulegen, dass eine Therapie von mehr als 40 Stunden keine weitere Besserung mehr bringe. Heute ist klar, dass die Angriffe Grawes auf andere Therapiemethoden der Versuch war, die von ihm favorisierte Methode als die beste zu propagieren und die Konkurrenz zu verdrängen. Anders gesagt: es handelt sich um einen Missbrauch der Wissenschaft, um die Gesetzgebung für standespolitische Zwecke dienstbar zu machen.

Dennoch hat Grawe wenigstens ein Verdienst: er hat den Finger auf den wunden Punkt mancher Psychotherapiemethode gelegt, nämlich auf das Fehlen von Forschungen, welche über ihre therapeutische Qualität Auskunft geben. Ausser bei der Freudschen Psychoanalyse – vor allem in Deutschland sind etliche medizinische Lehrstühle mit Psychoanalytikern besetzt – gab es bis in die neunziger Jahre nur wenige Therapierichtungen, die sich dem positivistischen Wissenschaftlichkeitscredo unterstellen mochten. Denn sie hielten – und halten es zum Teil auch heute noch – für ungeeignet, die Phänomene des menschlichen Seins angemessen zu erfassen.

Die eidgenössischen Räte haben inzwischen beim Erlass des neuen Krankenversicherungsgesetzes von 1995 festgelegt, dass Psychotherapiemethoden, deren

Behandlungen künftig aus der Grundversicherung finanziert werden sollen, ihre Wirksamkeit, Zweckmässigkeit und Wirtschaftlichkeit (WZW) durch Forschungsergebnisse belegen müssen. Diese Forderung ist zwar bis jetzt nicht realisiert, aber es sind Vorbereitungen im Gange. Sie umfassen auch die Art der Forschung, die anerkannt werden soll.

Die gängigen Psychotherapieforschungen haben sich an Vorgaben orientiert, die bei der Erprobung von Pharmaka üblich sind. Der sogenannte „Goldstandard“ solcher Forschung erfordert, dass Patienten mit einem eng umrissenen Symptom zufällig in zwei Gruppen eingeteilt werden, von denen die eine psychotherapeutisch behandelt wird, die andere nicht, weil die Wirksamkeit nur so sicher festgestellt werden könne (Doppelblindversuch). Überdies müssen die Patienten, die behandelt werden, ebenfalls zufällig den vorhandenen Therapeuten zugeteilt werden (Randomisierung). Allein schon diese beiden Vorgaben sind untauglich für die Erforschung realer psychotherapeutischer Behandlungen. Es ist ethisch unverantwortbar, Leidende nach dem Zufallsprinzip einer Hilfe teilhaftig werden zu lassen, eine ebenso leidende andere Gruppe von Kranken aber willkürlich davon auszuschliessen. Und die Zufallszuweisung an Therapeuten ist zumindest realitätsfremd, denn in aller Regel wählen sich Patienten ihre Therapeuten selber, und das mit Recht. Denn schon die bisherige Forschung hat aufgezeigt, dass die Beziehung Patient-Therapeut einen massgeblichen Anteil hat am Erfolg einer Therapie, und zwar unabhängig von der angewandten Methode. Kritisch zu sehen ist auch das Bemühen, monosymptomatische Störungen auszuwählen, denn solche kommen praktisch kaum vor; die Menschen leiden in der Regel an mehreren Symptomen zugleich. Beim „Goldstandard“ handelt es sich somit um eine künstliche, realitätsfremde Anordnung von Bedingungen. Pointiert gesagt, wird ein von den Forschern geschaffenes Artefakt beforscht, das über die reale Versorgungssituation und über real laufende Psychotherapien nur sehr beschränkt etwas aussagen kann. Solche Forschung ist nach meiner Meinung letztlich unwirtschaftlich, denn sie leistet nichts zur Lösung realer Probleme. Die WZW-Forderung sollte auch für die Anerkennung von Forschung gelten.

Aus diesem Grund sind einsichtige Forscher seit einigen Jahren dazu übergegangen, neue Forschungsdesigns zu schaffen, um reale Psychotherapien in realen Umständen zu beforschen. Es handelt sich dabei um sogenannte „naturalistische“ Studien, in Abhebung von den bisher quasi-experimentellen Studien.

Um dem KVG künftig zu genügen und die Anerkennung als WZW-taugliche Psychotherapie zu erlangen, haben die Schweizerische Gesellschaft für Analytische Psychologie und das CG Jung-Institut sich in den Jahren 1997 bis 2003 personell und finanziell an einem internationalen Psychotherapieforschungsprojekt beteiligt. In Kooperation mit der „Praxisstudie Analytische Langzeit-

psychotherapien“ (Leitung Prof Dr med Gerd Rudolf, Universität Heidelberg), einer naturalistischen prospektiven Wirksamkeits- und Prozessstudie, wurde die Version Schweiz (Leitung Dr med Guido Mattanza, Zürich) durchgeführt. Eine erste Präsentation der Ergebnisse in der Psychiatrischen Universitätsklinik „Burg-hölzli“, Zürich, im September 2003, zeigt unter anderem, dass die angestrebte psychische Umstrukturierung sehr wohl von der Dauer der Behandlung abhängt. So ergab sich eine mittlere psychische Umstrukturierung bei Gruppe I vom Wert 2,5 auf der Heidelberger Umstrukturierungsskala in 57 Stunden über 25 Monate, bei Gruppe II vom Wert 2,7 in 87 Stunden über 38 Monate und bei Gruppe III vom Wert 3,0 in 120 Stunden über 42 Monate. Dies bedeutet, dass ein Prozess stattgefunden hat in Richtung mehr Bewusstheit, verbesserte Lebensbewältigung und Auflösung von zentralen Schwierigkeiten der Patienten. Der Umstrukturierungswert steigt mit der Zahl der Therapiestunden an, was einen höheren Grad an Heilung bedeutet.

Eine weitere, ähnliche naturalistische Studie ist derzeit in Planung bei der Schweizer Charta für Psychotherapie; sie soll in Zusammenarbeit mit den Professoren Volker Tschuschke (Universität Köln) und Hugo Grünwald (Hochschule für Angewandte Psychologie, Zürich) durchgeführt werden.

\*

Die tiefenpsychologischen Therapierichtungen hatten ihre Blütezeit ungefähr zwischen 1960 und 1990; sie breiteten sich in immer mehr Variationen aus, erfüllten ein offensichtliches Bedürfnis zahlreicher Menschen und sicherten den Ausübenden trotz fehlenden Krankenkassenleistungen ein Auskommen. Tiefenpsychologische Erkenntnisse wurden Allgemeingut; Begriffe wie Komplex, Introversion, Extraversion, Selbstverwirklichung beeinflussten das Welt- und das Menschenbild der westlichen Gesellschaften. Nicht alles aber, was im sogenannten „Psychoboom“ auf dem Markt feilgeboten wurde, war seriös zu nennen; viele neue Verfahren und Kulrichtungen versuchten sich zu etablieren. Der Ruf nach Schutz wenigstens der Patienten vor „Behandlungen“ durch ungenügend Qualifizierte wurde berechtigterweise laut. In der Schweiz begannen die Kantone mit den beiden Basel um 1975, den Zugang zur Ausübung der Psychotherapie von Ausbildungskriterien abhängig zu machen, 1979 gründeten wir – knapp 50 Berufsleute – den Schweizer Psychotherapeuten-Verband SPV, um die verschiedenen Psychotherapierichtungen auf einen quantitativ und formal gemeinsamen Ausbildungsstandard zu bringen. Dies ist inzwischen – weltweit erstmalig – der Schweizer Charta für Psychotherapie gelungen, welche 1991/1993 aus dem SPV hervorgegangen ist und die grosse Mehrheit der Psychotherapie-Ausbildungsinstitutionen in der Schweiz sowie einige ausländische umfasst. Hier sind auch andere als tiefenpsychologische Richtungen repräsentiert. Auf internationaler

Ebene verfolgt die 1991 mit Unterstützung des SPV gegründete European Association for Psychotherapy mit Sitz in Wien ähnliche Ziele in Europa, Länder des ehemaligen Ostblocks mit inbegriffen.

Paradoxerweise sind trotz verstärkter Professionalisierung des Psychotherapeutenberufes und der Verbesserung des Schutzes der Patienten durch erhöhte Ausbildungsanforderungen und staatliche Bewilligungspflicht für Krankheitsbehandlungen die beruflichen Aussichten für Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten derzeit nicht rosig. Es wird immer mehr Ausbildung verlangt, und die ist, im Gegensatz zur Facharztausbildung für Psychiatrie und Psychotherapie, voll selber zu bezahlen. Diese erhebliche Investition in die Zukunft ist insofern riskant, als unser Beruf von den eidgenössischen Räten hartnäckig von den Leistungen der Grundversicherung des KVG ausgeschlossen bleibt, angeblich aus Spargründen. Dessen ungeachtet sind aber ständig neue ärztliche Leistungen kassenpflichtig gemacht worden, zum Beispiel Naturheilverfahren und Akupunktur.

Diese – in meinen Augen verfassungswidrige – Diskriminierung unserer Patienten und unseres Berufes führt dazu, dass neuerdings die sogenannte delegierte Psychotherapie floriert, die seit einem Urteil des Eidgenössischen Versicherungsgerichts von 1982 als ärztliche Leistung gilt, welche von den Kassen bezahlt werden muss. Sie floriert, weil die Honorierung mit dem neuen Arzttarif Tarmed massiv erhöht worden ist. Selbst erfahrene Therapeuten, die seit vielen Jahren selbständig gearbeitet haben, sind heute gezwungen, sich von einem Arzt anstellen zu lassen und delegiert zu arbeiten, um leben zu können. Denn die Patienten strömen heute vermehrt dorthin, wo die Kassen den grössten Teil der Behandlungskosten bezahlen. Man kann sich fragen, wozu man eine aufwendige und teure Ausbildung machen soll, die zur selbständigen Berufsausübung berechtigt, wenn man dann aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen ist, sich von einem Arzt anstellen zu lassen, der meist weniger von Psychotherapie versteht.

Es ist bekannt, dass viele Kolleginnen und Kollegen auch zur Zeit der Konjunktur und des Psychobooms weniger Krankheitsbehandlungen gemacht haben als vielmehr Analysen mit relativ gesunden Menschen. Aber inzwischen hat die Nachfrage nach diesen Leistungen, für die es keine Praxisbewilligung braucht, stark nachgelassen. Gemeint sind Analysen zum Zweck der Persönlichkeitsoptimierung bei Menschen, die nicht als krank gelten, aber oft doch an der Orientierungslosigkeit oder Sinnlosigkeit ihres Lebens leiden, weil sie ihren persönlichen Weg noch nicht gefunden haben. Ist es zurzeit ganz einfach nicht mehr „in“, die eigene Persönlichkeit entwickeln zu wollen? Haben wir es mit einer Art Mode zu tun, die im Moment weniger aktuell ist? Oder handelt es sich banal um eine Folge der wirtschaftlichen Stagnation, welche in der Schweiz seit

geraumer Zeit andauert und die Menschen dazu bewegt, jedes nicht unbedingt nötige Geldausgeben zu vermeiden?

Die Psychotherapie kann sich dem gesellschaftlichen Umfeld nicht entziehen. Ihre unerfreuliche Lage entspringt letztlich dem Bemühen, *Ordnung* zu schaffen in einem jungen, sich erst seit rund 40 Jahren auf breiterer Ebene etablierenden Beruf. Der Schutz der Patienten vor Behandlungen durch ungenügend qualifizierte Leute ist so motiviert, aber im 20. Jahrhundert wollte das offensichtlich niemand dem Berufsstand selber überlassen, sondern man übergab diese Aufgabe dem Staat, in der Schweiz somit den Kantonen. Trotz den Richtlinien der Sanitätsdirektorenkonferenz von 1982 entwickelte praktisch jeder Kanton seine eigene Gesetzgebung zur Regelung der Psychotherapie. In einigen wurden derart abweichende Vorschriften erlassen, dass unser Berufsverband jeweils mit staatsrechtlicher Beschwerde ans Bundesgericht die Vernunft wieder herstellen musste; im Falle der jüngsten Zürcher Gesetzesregelung allerdings ohne Erfolg, weil der Präsident der zweiten staatsrechtlichen Abteilung gewechselt hat. Vier von fünf Bundesrichtern hielten im Jahr 1993 ein Monopol des Erfordernisses eines Psychologie-Hochschulabschlusses zur Erlangung einer Praxisbewilligung für verfassungswidrig. Heute ist jener Richter, der einsam in der Minderheit war, der Präsident der Abteilung, und er hat sich beim jüngsten Entscheid über die selbe Frage bezüglich der Zürcher Gesundheitsgesetzgebung durchgesetzt. – Nur nebenbei: Wenn man den Aufwand betrachtet, der in den letzten 30 Jahren auf Seiten der staatlichen Instanzen, aber auch auf Seiten unserer Berufsleute im Hinblick auf die Regelung des Berufes erbracht worden ist, dann kommt man nicht umhin, die ganze Übung auch als sehr „unwirtschaftlich“ einzustufen.

Diesen Luxus unwirtschaftlicher Staatsregelungen, die am Schluss alles mehr behindern als ermöglichen, leistet sich unsere Gesellschaft unverdrossen. Ich habe schon im Jahr 1979 in einem Vortrag im Rahmen eines Zyklus am Jung-Institut unter dem Titel: „Politik und Wirtschaft – moderne Ungeheuer?“ darauf hingewiesen, dass der Ausbau des Staates bedenkliche Ausmasse angenommen habe, und ich war beileibe nicht der erste, der das feststellte. Der Berner Staatsrechtler Hans Marti hat schon 1958 unter dem Titel „Urbild und Verfassung“ den Wandel der Schweizer Staatsidee treffend diagnostiziert. Im 19. Jahrhundert wurde der Bundesstaat gleichsam als *väterlicher* Ordnungsrahmen geschaffen, der dem Einzelnen zwar die Freiheit, aber auch die Notwendigkeit der Selbstvorsorge überliess. Der Staat wandelte sich unter den wachsenden Ansprüchen des Volkes zu einem Sozial- und Versorgungsstaat *mütterlichen* Charakters, der Sicherheit, Bedürfnisbefriedigung und Vorsorge gewährt. Das darin sichtbar gewordene Verlangen der Bevölkerung nach materieller Sicherheit – man denke an die AHV, die Arbeitslosenversicherung, die Krankenversicherung, die 2004 beschlossene

Mutterschaftsversicherung usw. – zeigt, dass die einstige patriarchale Ausrichtung einen Mangel an mütterlichen (= materiellen) Werten aufwies und daher einer Korrektur bedurfte. Schon im erwähnten Vortrag stellte ich fest, das Pendel habe nun aber weit auf die bemutternde Seite hin ausgeschlagen.

Die Jungsche Psychologie postuliert, dass der Mensch das Gleichgewicht zwischen den archetypischen Gegensätzen anstrebe, statt sich mit dem einen zu identifizieren bzw. ihm zu verfallen. Doch die Entlastung und zugleich Entmachtung des Einzelnen durch die Behütung des Staates hat inzwischen derartige Formen angenommen, dass der Mensch immer mehr in *kindliche Abhängigkeit vom Staat* gerät; in vielen Bereichen ist er praktisch bevormundet, indem ihm die Kompetenz zur Entscheidung vieler Fragen weggenommen wird durch kollektive Regelungen, denen er sich unterziehen muss. Jung hat schon 1945 pointiert vor einer solchen Entwicklung gewarnt: „Die beständige Ausdehnung der staatlichen Fürsorge ist einerseits gewiss schön, andererseits aber von grösster Bedenklichkeit, denn sie stiehlt individuelle Verantwortlichkeit und produziert Infantile und Schafe“ (GW Bd 10, § 413).

Der allgegenwärtige Staatseinfluss bedeutet in der Sicht der Jungschen Psychologie auch eine Beeinträchtigung der Selbstverwirklichungsmöglichkeiten des Einzelnen, und sie bringen ihn um das Erlebnis des Gefordertseins und des Selberkönnens. Das weckt Gefühle der Ohnmacht und der Hilflosigkeit, des Verwaltet- und Entmündigtseins und führt zwangsläufig in die *Unzufriedenheit*. Deren Ursache im nicht-aus-sich-selber-leben-Können wird aber nicht erkannt, sondern erneut auf den Staat projiziert, der den Frust wiederum materiell entschädigen soll. Der Mensch verfällt dem Habenwollen, er mag immer weniger selber leisten, und letztlich droht ihm psychisch das *Verschlungenwerden von der Grossen Mutter Helvetia*, was Abhängigkeit bedeutet.

Die Begehrlichkeit nach staatlicher Unterstützung hat in derart vielen Bereichen Erfolg gehabt, dass kaum mehr jemand einen klaren Überblick über das in zahlreichen Gesetzen abgesicherte Subventionenwesen hat. Im Jahr 1970 betragen die Ausgaben dafür 4 Mia Fr, im Jahr 2000 aber 31 Mia Fr. Das ist eine Steigerung auf mehr als das 7fache. Da die steuerlichen Einkünfte trotz immer höheren Abgaben nicht zur Finanzierung all dieser Verpflichtungen ausreichen, hat sich die Staatsverschuldung am Kapitalmarkt seit 1990 mehr als vervierfacht auf derzeit über 160 Mia Franken (NZZ Nr. 247 vom 22. Okt. 2004, S. 23).

Wenn ich hier solche Entwicklungen kritisch beleuchte, dann nicht einfach im Dienste einer politischen Absicht. Vielmehr geht es darum, mit Hilfe der Jungschen Psychologie *Beweggründe* für solche Entwicklungen zu erhellen. Die Tiefenpsychologie hat nämlich auch eine *gesellschaftskritische* Tradition. Freuds Schrift „Das Unbehagen in der Kultur“ (1930) steht zum Beispiel in dieser



Tradition. Die Tiefenpsychologie ist nicht nur eine Methode, um beim einzelnen Menschen psychische Störungen zu diagnostizieren und Wege zu deren Therapie zu finden, sondern sie kann auch nutzbar gemacht werden zur Diagnostik kollektiver Geschehnisse. Wie wir uns bei einem einzelnen Menschen fragen, welchen Mythos er – meist unbewusst – lebe, so kann das auch bei Kollektiven gefragt werden. Bezüglich der wachsenden Forderungen nach einem gesicherten Dasein, das weniger am Existenzkampf und den harten Konkurrenznöten leiden macht, ist der dahinterliegende Mythos ziemlich rasch erkennbar. Es ist die Vorstellung vom *Paradies*, die hier handlungsleitend ist. Dieses wird zwar nicht, wie einst in den existentiell noch härteren Zeiten des Mittelalters, im religiösen Kontext vom diesseitigen Jammertal in ein elysisches Jenseits verlegt, sondern im Gefolge von Säkularisierung, aber auch etwa von marxistischen Heilserwartungen, im Hier und Jetzt gefordert. Der Mensch möchte *heute* sorgenfrei leben, und der Staat – also die andern – soll ihm dazu verhelfen.

Der Mythos vom Paradies, wo alle friedlich sind, wo quasi Milch und Honig fließen, also niemand hungern muss, ist eine typische *Kompensationsvorstellung zur Realität des biologischen Seins* mit all seinen ständigen Gefahren, Risiken, wie wir sie im Tierreich noch unbeschönigt vorfinden: Praktisch jedes Tier läuft in jedem Moment seines Lebens Gefahr, von einem andern gefressen zu werden. Homo homini lupus – der Mensch ist des Menschen Wolf – ist die entsprechende alte Lebensweisheit, die diese Wirklichkeit auch beim Menschen in ihrer ganzen Brutalität aufzeigt. Diese gibt es tatsächlich, nicht nur in den Armutsländern dieser Welt, sondern auch in den ökonomischen Systemen der mehr oder weniger reichen Nationen. Die Dynamik der Marktwirtschaft, wo nur der im harten Konkurrenzkampf überlebt, der andere „fressen“ kann, ist im Extremfall die konträre Existenzform zum Paradies, das als solches natürlich nie real ist, weil es bloss eine Erlösungsvorstellung des Menschen ist, die ihm hilft, von der Härte des Überlebenskampfes abzulenken.

Einige Abschnitte zuvor habe ich auf die Notwendigkeit für das Individuum hingewiesen, eine psychische Balance zwischen den Gegensätzen zu finden, mit der sich leben lässt. Das gilt ebenso für Gemeinschaften. Zwischen den Extremfällen „Paradies“ und „mörderischer Kampf aller gegen alle“ gibt es zahlreiche Formen des Zusammenlebens, in denen man durchaus erträglich leben kann. Bei den politischen Systemen halten wir etwa die Demokratie, die ihrerseits in diversen Formen existiert, zwar nicht für die perfekte Lösung, aber wenigstens für so etwas wie das kleinste Übel. Bei der Suche nach der erträglichen Balance sollten aber weitere Gegensätze wahrgenommen und einbezogen werden, etwa jener zwischen Aktivität und Passivität, zwischen Autonomie und Fremdbestimmung, zwischen Zufriedenheit und Unzufriedenheit mit der eigenen Lebensweise. Der Mensch lebt

nicht vom Brot allein – will sagen, er hat ausser dem Bedürfnis nach Sättigung noch viele weitere Bedürfnisse und Streben, deren Gelebtwerden ebenso wichtig sind für seine Lebensqualität. Gelebt werden meine Möglichkeiten nur, wenn ich sie aktiv realisiere, mich verhalte, mich auseinandersetze usw. Die neuere Hirnforschung zeigt uns, dass beim Nichtleben von bestimmten Verhaltensweisen die entsprechenden neuronalen Verbindungen allmählich abgebaut werden, wegen Nichtgebrauchs. Damit verliert man solche Fähigkeiten immer mehr. Ähnlich ist es auch, wenn keine Notwendigkeit mehr besteht, etwas zu tun, was nichts anderes heisst, als dass eben keine Not abzuwenden ist, und damit auch keine Herausforderung dazu besteht und folglich die sich gar nicht mehr stellende Aufgabe auch nie bewältigt wird. Dann sind wir – wie bereits beim Thema väterlicher kontra mütterlicher Staat angedeutet – *mangels Erfolgserlebnissen unzufrieden*, – oder gerade – *weil* wir es so bequem hatten.

Aber hinter dem Bedürfnis nach immer mehr Regelung durch den Staat steckt noch ein nicht minder wichtiges archetypisches Gegensatzpaar. Es ist der Gegensatz *Unsicherheit versus Sicherheit* oder, archaischer formuliert: zwischen *Chaos und Kosmos*. Aus dem Alten Babylon ist ein Schöpfungsmythos überliefert, den man nach seinen Anfangsworten „Enuma Elish“ nennt und der zur Zeit Hammurabis, um 1700 v Chr., mit Keilschrift auf 7 Tontafeln festgehalten worden ist. Er schildert die Entstehung der Welt aus zwei Prinzipien, dem männlichen Apzu (Süsswasser) und der weiblichen Thiamat (Salzwasser). Die beiden zeugen eine Reihe von Göttern, die aber mit der Urmutter Thiamat in Konflikt geraten. Einer von ihnen, Marduk, kämpft mit Thiamat und besiegt sie, schlitzt sie auf und dehnt ihre Hälften nach unten und oben aus. Im so geschaffenen Zwischenraum entsteht der Kosmos, die geordnete Welt, die vom Chaoswasser umgeben ist. Am Himmel werden die Fixsterne als Schleusenwärter eingesetzt; sie halten das Chaoswasser vom Eindringen in den Kosmos ab. Aus dem Blut des Kingu, einem im Kampf getöteten Ungeheuer auf Seiten der Thiamat, und aus Lehm werden die Menschen geschaffen, damit die Götter eine würdige Bedienung und Verehrung bekommen. Später ereignet sich eine Sintflut, indem die Himmelsschleusen geöffnet werden und das Chaoswasser auf die Erde stürzt, so dass alles Leben umkommt bis auf einen Mann namens Utnapischtim, der vom Gott Ea gewarnt worden war und eine Arche gebaut hatte, in der er die Flut überlebte.

Das erinnert an ähnliche Schilderungen im Alten Testament, die offensichtlich von der älteren babylonischen Mythologie beeinflusst sind. Ich erinnere an Genesis 1, wo Jahwe unter anderem die beiden Wasser voneinander scheidet und eine sogenannte „Feste“ zwischen dem Wasser oben und dem Wasser unten schafft und so dazwischen der Raum für die Lebewesen entsteht, oder den Bericht über die Sintflut (Gen 6-8). Auf die reizvolle Gelegenheit, Vergleiche zu ziehen,

verzichte ich hier; das tue ich jeweils in meiner Vorlesung über CG Jungs Religionspsychologie. Hier möchte ich die Aufmerksamkeit richten auf den Gegensatz von Kosmos und Chaos, also dem gesicherten, geordneten Leben, und der Unsicherheit, die aus beliebig willkürlichen Ereignissen resultiert und so die Ordnung zu zerstören droht wie die Sintflut. Mythen stellen oft die existentiellen Probleme des Lebens in einer bildhaften Geschichte über numinose Mächte dar; insofern sind sie eine Art vorwissenschaftliche Beschreibung und Erläuterung menschlicher Erfahrung. Wir alle machen ja diese Erfahrung der Unsicherheit, der chaotischen Einflüsse, die das Leben bedrohen, seien es Krankheiten, Unfälle, Schicksalsschläge, Naturkatastrophen usw. Niemand ist sicher davor; jederzeit kann unsere mühsam abgesicherte Lebensordnung durchkreuzt und zerstört werden. So ist es verständlich, dass sich der Mensch auf verschiedenste Weisen davor zu schützen sucht.

In den Religionen sucht der Mensch Schutz durch Anrufung der Gottheiten. Im Alten Babylon blühte zudem das Beschwörungswesen; mittels weisser und schwarzer Magie versuchte man, möglichst ungeschoren durchs Leben zu kommen. Der Gott des Alten Testaments bietet diesen Schutz seinen Getreuen zumeist ebenso; aber er hat auch Zornesanfänge, die für die ganze Menschheit, wie bei der Sintflut, oder für Menschengruppen wie bei der Zerstörung von Sodom und Gomorrha, verheerend sind. Selbst der getreue Hiob wird von der zerstörerischen Seite Jahwes nicht geschont, und trotz Wiedergutmachung am Ende bleibt Jahwes Wette mit Satan ein unbegreifliches Willkürphänomen, das nicht geeignet ist, Sicherheit und Vertrauen in die alttestamentliche Gottheit zu vermitteln. Aber auch im Neuen Testament, in der Johannes-Apokalypse, scheint der gnädige Erlösergott des Christentums nicht vor Rückfällen in zerstörerische Zornesanfänge gefeit, so dass sich auch der Christ nicht sicher fühlen kann.

Doch der Mensch braucht eine gewisse Sicherheit. Jeder lebende Organismus ist ja ein Versuch, eine temporäre Stabilität in die beliebig instabile Welt zu bringen; gelingt dies nicht, stirbt der Organismus und verschwindet wieder. Der Mensch hat bzw. ist aber nicht bloss ein organisches Sein, sondern er hat im Laufe der Evolution ein Bewusstsein entwickelt. Solches findet sich, in unterschiedlicher Differenzierung, zwar auch im Tierreich. So können Primaten im Spiegelbild sich selber erkennen, und in den letzten Jahren ist auch belegt worden, dass einzelne Bonobos sich in Gefangenschaft mit Hilfe von über 400 Piktogrammen oder mit einem Lexigramm-Computer über 384 Tasten mit dem Menschen verständigen können, und zwar auf dem Sprachniveau eines zweieinhalbjährigen Kindes. Die Bonobos sind eine Primatenart, die im äquatorialafrikanischen Regenwald im Gebiet des Kongo lebt. Sie ist am ehesten zwischen Schimpanse und Mensch

einzuordnen. Dass diese uns Nächstverwandten nicht sprechen können, ist nur anatomisch bedingt.

Bewusstsein schafft Wissen. Wissen aber ist Macht, so sagt das Sprichwort. Mit Bewusstsein bemächtigen wir uns somit Geschehnissen, Abläufen, Verhaltensweisen, die sonst mehr oder weniger unbewusst blieben. Was wir so kennen, dessen sind wir sicher, und vieles können wir dank dieser Kenntnis beherrschen. Am deutlichsten tritt dies dort zu Tage, wo das Wissen zum Selbstzweck geworden ist, nämlich in der Wissenschaft, und in deren Anwendungen zwecks Beherrschung der Natur.

Wir haben eingangs unseres Vortrags bereits auf den vorherrschenden Positivismus im naturwissenschaftlichen Mainstream hingewiesen. Auf der Ebene des praktischen Lebens hat sich diese Form der Wissenschaftsauffassung als ungemein erfolgreich erwiesen. Dank ihr sind die unzähligen Erleichterungen des Lebens mittels Maschinen, die Fortschritte der Medizin und die interplanetarische Raumfahrt möglich geworden, um nur einige Anwendungen zu nennen. Es bestand also kaum Anlass, an der Richtigkeit etwa der Aussage des Physikers Max Planck zu zweifeln, „dass wirklich ist, was sich messen lässt“ (Kunz 1957). Mittels Hypothesen- und Theoriebildung, besonders aber mit dem Experiment, wird ein Wissensgebäude errichtet, das allgemeingültig und systematisierbar sein soll. Das Sein der Dinge wird als von Naturgesetzen bedingt und gesteuert dargestellt. Die gewonnenen Erkenntnisse werden als „objektiv“ gesehen, da ja die subjektiven Einflüsse des Experimentators eliminiert werden sollen; die Wiederholbarkeit und die Voraussagbarkeit von Abläufen gemäss den formulierten Naturgesetzen sichern dieses Wissen als wissenschaftliches.

Dass dies alles trotz scheinbarer Evidenz ein erkenntnistheoretischer Trugschluss ist, hat sich spätestens mit der Entwicklung der nichtlinearen Gleichungen für das Verständnis von Abläufen in komplexen Systemen gezeigt. Nicht umsonst heisst der populäre Begriff hierfür „Chaostheorie“. Wenn man zum Beispiel die Länge von Grossbritanniens Küstenlinie feststellen möchte, zeigt sich, dass diese nicht „objektiv“ bestimmbar ist. Sie hängt nämlich von der Wahl des Massstabs ab; je kleinere Details man erfasst, desto länger wird die Küstenlinie. Der die Frage stellende Mensch beeinflusst also das Resultat zwingend. Sein Einfluss ist gerade *nicht eliminierbar*. Ein anderes Beispiel sind die Wetterabläufe; sie sind so komplex, dass sie nur annähernd vorausgesagt werden können. Kurz, die sogenannten Naturgesetze sind zwar nicht ungültig, aber ihre Gültigkeit reduziert sich auf *statistische Wahrscheinlichkeiten*. Sicher ist ihr Ablauf nicht; im Weltbild der Chaostheorie kann jederzeit etwas Unvorhergesehenes eintreten und einen völlig andern Verlauf bewirken. Der Chemie-Nobelpreisträger Ilya Prigogine und die Wissenschaftstheoretikerin Isabelle Stengers formulieren das so: „Die Welt

wird nicht von Gesetzen regiert, aber auch nicht vom blossen Zufall ... Die Gesetze der Physik ... beschreiben die Möglichkeit von Ereignissen, reduzieren aber das aktuelle individuelle Ereignis nicht auf eine ableitbare, vorhersehbare Konsequenz“ (Prigogine/Stengers 1993).

Freud stellte fest, die Entwicklung unseres Weltbildes sei von Kränkungen der Menschheit gezeichnet: die erste Kränkung erfolgte durch die Erkenntnis, dass die Erde nicht Mittelpunkt der Welt ist, sondern bloss ein Planet der Sonne unter anderen; die zweite resultierte aus der Erkenntnis, dass der Mensch nicht die Krone der Schöpfung, sondern ein Glied der Evolution ist, und die dritte bestand in der durch die Psychoanalyse ermöglichten Erkenntnis, dass der Mensch nicht Herr seiner selbst sei, sondern unbewusst seinen Trieben folgt. Dass nun in einer Zeit, wo die Wissenschaftsgläubigkeit die verlorengegangene religiöse Gläubigkeit ersetzt hat, auch die vermeintlich unumstössliche wissenschaftliche Sicherheit sich als letztlich nicht möglich erweist, halte ich für die vierte grosse Kränkung der Menschheit.

Ich kann hier dieses Thema nicht weiter verfolgen, sondern verweise dafür auf mein anfangs 2001 erschienenes Buch „Psychotherapie und das Bild vom Menschen“, wo ausführlicher auf die Problematik eingegangen wird. Dort ist auch dargelegt, weshalb die für die Naturwissenschaften so bedeutsame Trennung zwischen „subjektiv“ und „objektiv“ schon erkenntnistheoretisch unhaltbar ist, und welche Konsequenzen dies für unser Welt- und unser Menschenbild hat.

Was hier aber aufgeworfen werden soll, ist die Frage, welche Motivationen denn dem Festhalten vieler Wissenschaftler an den eigentlich in den Naturwissenschaften selber schon überholten positivistischen Paradigmen zugrunde liegen. Dabei kann ich Vieles nur kurz andeuten. Von tiefenpsychologischer Warte aus ist davon auszugehen, dass Wissenschaftler Menschen sind wie andere und daher gesellschaftliche Strömungen meist ebenso mitmachen.

Was ist Triebfeder wissenschaftlichen Tuns? Da ist zunächst die *Neugier* oder schlicht das *Streben nach Erkenntnis*, nach Wissen. Es steht im Dienste des Bewusstseins und soll dieses vermehren. Wenn wir geboren werden, ist dieses Bewusstsein noch sehr gering. Es entfaltet sich nur allmählich. Aus der frühesten Kindheit bleiben am ehesten Gefühlslebnisse in Erinnerung, zum Beispiel das Urvertrauen, das sich normalerweise ausbildet und die Grundlage für ein gedeihliches Heranwachsen des Menschen bildet, oder Verlassenheitsängste und Unwertgefühle, wenn Beziehungsbrüche eintreten. Kognitive, also sprachlich formulierbare Erinnerungen reichen kaum vor das Alter von drei Jahren zurück. Niemand vermag es zwar zu erklären, aber wir erfahren alle – in ontogenetischer Sicht – an uns selber und an andern, dass sich Bewusstsein aus einem anfänglich fast völligen Unbewusstsein im Laufe des Heranwachsenden entwickelt und erweitert.

Auf der phylogenetischen Betrachtungsebene reichen die „Erinnerungen“ der Menschheit kaum einige tausend Jahre zurück. Älteste Höhlenmalereien werden auf ein Alter von 30 bis 40 Tausend Jahren datiert. Megalithische Bauüberreste auf Malta stammen aus einer Zeit vor etwa 7000 Jahren, und niemand weiss mehr sicher, was ihre Funktion war. Die ältesten schriftlich überlieferten Bewusstseinsinhalte aus Ägypten und Mesopotamien sind einiges jünger. Im evolutionären Stammbaum, beruhend auf DNS-Vergleichen, schätzt man die Trennung der Menschen von den Menschenaffen auf etwa 6 Millionen Jahre. Gemessen an dieser Zeit, scheint die Dauer seit der bewussten Erschaffung von bleibenden Werken durch Menschen verschwindend kurz. So gesehen, ist Bewusstsein wie ein knapp über das Wasser ragendes Inselchen in einem Urmeer von Unbewusstsein.

Jede Nacht, im Schlaf, versinkt unser Bewusstsein wieder in jenen Zustand, wo es kaum Kontrolle hat über das Geschehen, wo oft Beliebiges geschieht. Vielleicht war das bewusste Leben vor Jahrtausenden nicht viel anders für das damalige Verständnis. Man war geheimnisvollen Naturmächten ausgesetzt, über die man kaum etwas wusste. Man vermutete in ihnen numinose Kräfte und suchte sich mit ihnen zu arrangieren, um besser zu überleben. Dabei erwies sich das Bewusstsein als eine Art Gegenkraft, denn je mehr ich weiss über die mich bestimmenden Mächte, desto eher kann ich mich behaupten. Bewusstsein hatte schon da eine Funktion als Macht gegen andere Mächte. Diese Funktion ist im wissenschaftlichen Betrieb unserer Zeit, über das blosses Erkennen und Wissen hinaus, von eminenter Bedeutung. Mit dem Wissen über Ursachen von Wirkungen, über Zusammenhänge, Verläufe usw. kann der Mensch sich *der Natur bemächtigen*, sie sich nutzbar machen für seine Zwecke. Dies gilt besonders für das wissenschaftlichen Experiment. Carl Friedrich von Weizsäcker formuliert: „Experimentieren heisst Macht über die Natur ausüben ... Der Besitz der Macht ist dann der letzte Beweis der Richtigkeit wissenschaftlichen Denkens“ (Weizsäcker 1947/48, zit. bei Kuhn 1957).

Um dieses Ziel zu erreichen, haben die Wissenschaftler rigorose Methoden entwickelt. Es müssen präzise Fragen gestellt und präzise Antworten erreicht werden. Alles, was dieses Konzept stören könnte, alles Unvorhersehbare, Unkontrollierbare, muss daher aus dem Experiment ausgeschlossen werden. Wissenschaftlichkeitskriterien sind somit die Reduktion von Einflussvariablen, die möglichst weitgehende Prognostizierbarkeit der Handlungsergebnisse, die maximale Kontrolle dessen, was geschehen kann, das Verbergen der eigenen Motive und Emotionen hinter einer „richtigen“ Methodik, die Beschränkung der Erfahrungen auf jenen Bereich, der durch sogenannte „zulässige“ Fragen und Vorgehensweisen vorab definierbar ist (Kriz 1996). Gerade in der Psychotherapie engt dies die Forschung derart ein, dass sie der Vielfalt und Komplexität des

Lebendigen nicht gerecht werden kann. Ein Mensch ist nicht gleich beforschbar wie eine Wirksubstanz. Er agiert nämlich je nach Situation unterschiedlich, oft bewusst, oft unbewusst; Patienten mit vordergründig der gleichen deskriptiven Diagnose und Symptomatik haben höchst unterschiedliche Lebensgeschichten und Erfahrungen und deshalb auch andere Pathogenesen. Beim Erfordernis der statistischen Absicherung fallen einmalige, individuelle Ereignisse mangels genügend häufigem Vorkommen aus der wissenschaftlichen Erfassung heraus, obwohl sie lebensbestimmend sein können und damit wissenschaftlich relevant sein sollten.

Die perfektionistische Reduktion des methodisch Zulässigen entspricht am ehesten einer Haltung, die wir sonst bei zwangsneurotischen Handlungen sehen. Sie entspringt der Angstabwehr, dem Streben nach völliger Kontrolle und Macht über das Geschehen, das sonst in seiner Vielfalt und Unvorhersehbarkeit als unbewältigbar scheint. Die natürliche Unsicherheit des Lebens soll gebannt werden; es muss zwingend „Sicherheit“ geschaffen werden, Vorhersehbarkeit, Kontrolle.

So gesehen, ist das positivistische Wissenschaftscredo, das bislang auch die Psychotherapie in Beschlag genommen hat, ein zwanghaftes Sichern des Kosmos gegenüber dem Chaos. Das letztere entspricht in extremis etwa dem, was Freud einst als „Schlammflut des Okkulten“ gebrandmarkt hat, während Jung schon in seiner Dissertation von 1902 versucht hat, den Bereich des Okkulten zu erforschen. Jung hat zeitlebens die Begrenztheit der wissenschaftlichen Methodik beklagt und versucht, diese Grenzen zu erweitern, beispielsweise mit neuen Denkwerkzeugen wie dem Prinzip der Synchronizität, mit welchem er Hypothesen für ein Verständnis der sogenannten aussersinnlichen Wahrnehmungen aufstellte.

Die *Angst* vor der Unsicherheit, den Unwägbarkeiten, dem Unvorhersehbaren, kurz: dem Chaos, ist somit eine starke, aber anscheinend weitgehend unbewusste Motivation auch im Wissenschaftsbetrieb. Die zweite Triebfeder ist das *Macht- und Bewältigungsstreben*, mit dem wir die Angst zu bannen und den Kosmos zu erweitern und zu sichern suchen. Darin haben, zumindest in den westlich geprägten Gesellschaften, Wissenschaft und Technik zu einem guten Teil die Religion abgelöst. Die Früchte dieser Entwicklung sind unübersehbar, und auch Zivilisationskritiker würden nicht wirklich das Rad der Zeit zurückdrehen wollen. Erstmals in der Geschichte der Menschheit haben breite Massen Anteil an einem im Vergleich zu früheren Zeiten erheblichen Wohlstand gewonnen; man verfügt über unvergleichlich mehr Energien, Nahrung, Güter, und die medizinische Versorgung ermöglicht ein höheres Lebensalter. All das wird mit dem Terminus „Fortschritt“ umschrieben. Das bedeutet nicht, dass auch das sogenannte „Glück“

entsprechend verbreitet wäre; der Unzufriedenheiten sind, wie zuvor begründet, zu viele.

Auf der Ebene des Psychischen ist, im Hinblick auf den Kampf zwischen Chaos und Kosmos, ein paralleler Prozess erfolgt. Wenn Freud den Zweck der Psychoanalyse zusammenfasste im Schlagwort „Wo Es war, soll Ich werden“, so meint dies, dass die unbewussten Triebfedern im Menschen bewusst und damit verfügbar, kontrollierbar, steuerbar werden sollen. Nicht anders sieht es Jung, wenn er den lebenslangen Individuationsprozess als einen bewussten Differenzierungsvorgang beschreibt, in dem aus dem mitbekommenen, zunächst unbewussten Potential über sein Innewerden und, nach selbstreflektiver Prüfung, mit seiner Realisierung im konkreten Sein, individuelle Lebensziele bewusst angestrebt werden.

Zwar haben totalitäre Ideologien bzw. die diese praktizierenden politischen Systeme versucht, die Menschen in ihrem Herrschaftsgebiet ebenso verfügbar zu machen wie sonst Naturkräfte beherrschbar gemacht wurden, aber das gelang dem Nationalsozialismus nur 12 Jahre und dem nicht minder brutalen sowjetischen Kommunismus 72 Jahre lang – dann scheiterten diese gewaltigen Systeme, nicht zuletzt an der psychischen Natur der Menschen, die sich auf Dauer nicht zu willenslosen Befehlsempfängern machen lassen. Es handelt sich bei solchen Ideologien um extrem einseitige bewusste Haltungen, denen sich alles andere unterzuordnen hat, also jegliche individuellen Strebungen.

Jungs Modell der Balance zwischen den Gegensätzen als Voraussetzung von seelischer Gesundheit wird dabei nämlich ignoriert. Wo immer das Gleichgewicht gestört wird, setzt eine Enantiodromie ein, das heisst eine Umkehr. Die menschliche Psyche strebt nach einem Ausgleich der Gegensätze, wie immer sie heissen mögen. Konkret aber ist die Ausrichtung auf Ideologien mit einer Identifizierung des Bewusstseins mit dem einen Pol eines Gegensatzpaars verbunden. Ob der Gegensatz besteht als Gut gegen Böse, individuell gegen kollektiv, wissenschaftlich gegen instinktiv, Kosmos gegen Chaos: je mehr ein Pol vorherrscht, desto mehr drängt der andere kompensatorisch zum Ausgleich. Um nicht zum Spielball der gegensätzlichen psychischen Tendenzen zu werden, muss das Individuum als kleinste Lebenseinheit sich bewusst um die ihm zuträgliche Balance ringen.

Im Staat heisst dies, dass die Einzelnen wieder bereit werden müssen, mehr Risiken selbst zu tragen und nicht für jedes sich stellende Problem sogleich neue staatliche Regelungen mit entsprechenden Einschränkungen und einem teuren Beamtenapparat zur Kontrolle und Durchsetzung zu fordern. Zur Illustration: der Bund produziert jährlich über 5000 Seiten neue Vorschriften... Dennoch gehöre ich nicht zu jenen, die den Staat abschaffen oder, wie die 68er skandierten,



„Gurkensalat“ aus dem Staat machen wollen. Sein ständiges Wachstum ist aber fatal; die Folgen für den einzelnen Menschen sind, gerade aus analytisch-psychologischer Sicht, unerfreulich.

Was könnte dies alles für die Zukunft der Psychotherapie heissen? Für das Individuum haben, wie angedeutet, sowohl Freud wie Jung die Beobachtung und den Einbezug der unbewussten psychischen Regungen in die bewusste Lebensgestaltung gefordert. Beide waren somit der Auffassung, das Bewusstsein zumindest der Menschen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sei zu einseitig orientiert gewesen. Aus meiner heutigen Erfahrung hat sich daran kaum etwas geändert. Es gilt immer wieder, vorerst unbewusste Ressourcen verfügbar zu machen, um ein weniger einseitiges Leben (zum Beispiel ein neurotisch absicherndes) zu führen.

Ähnliches ist nötig, um den modernen Wissenschaftlichkeitsrigorismus zu überwinden, der eine adäquate Erkenntnis der menschlichen Seinsphänomene verunmöglicht. Die alten, beengenden Dogmen sind zu verlassen zugunsten einer erweiterten, toleranteren Sicht. Die Zeit der vermeintlich unumstösslichen Naturgesetze und dem darauf beruhenden *Glauben an wissenschaftliche Wahrheit* ist ohnehin abgelaufen. Moderne Wissenschaftstheoretiker haben klargemacht, das einzige Kriterium, das noch allgemeingültig sein könne, sei „die intersubjektive Akzeptierbarkeit, der praktisch oder diskursiv erzielbare Konsens über die Wahrheit jener Aussagen, die sich aus ihrer Theorie ableiten lassen“ (Schlosser 1993, S 21). Wenn die gültige Sicht bloss zustande kommt, wenn sie von möglichst vielen Wissenschaftlern akzeptiert wird, also über einen Konsens, dann sind auch die aus der „Wissenschaftlichkeit“ abgeleiteten Machtansprüche, wie sie etwa Grawe demonstriert hat, hinfällig.

Unter dem Druck der ständig wachsenden Ausgaben für das Gesundheitswesen und unter dem Anspruch, bei jeder psychischen Störung die einzig richtige, wissenschaftlich fundierte Behandlungsmethode anwenden zu sollen, nähert sich der Beruf des Psychotherapeuten immer mehr dem eines manualisierten Reparaturservices der Gesundheitsindustrie. Es hat sich, auch in der Psychiatrie, eine Auffassung von Psychotherapie etabliert, welche genau diesem schematischen Bewirkungs- und Machtdenken verhaftet ist. Dahinter stehen möglicherweise sogar Allmachtfantasien von Wissenschaftlichkeitsverfechtern, die noch nicht gemerkt haben, dass solche Konzepte des angeblich wissenschaftlich allein Richtigen alle paar Jahre, spätestens Jahrzehnte, wieder als falsch gelten und von neuen Ansichten und Verhaltensmanualen abgelöst werden.

Gerade weil das wissenschaftlich Gültige immer wieder ändert, ist Toleranz vonnöten. *Die Wahrheit* gibt es nicht, sondern es gibt vielerlei Wahrheiten, die in ihrem jeweiligen Kontext durchaus längere Zeit Bestand haben können. Dazu

gehört, was Jung in seinem langen Forscherleben deutlich herausgearbeitet hat und was wir bis heute in der täglichen Praxis immer wieder erfahren. Nicht alle, aber viele psychische Störungen sind Ausdruck eines Ungleichgewichts in der Lebensführung. Auch wenn das, was wir das Ichbewusstsein nennen, davon oft nichts weiss, so drückt sich ein unerwartetes „Wissen“ um das Ungleichgewicht zum Beispiel in Träumen aus. In Traumabläufen wird die Situation manchmal so präzise dargestellt, dass man nur staunen kann. Man könnte sie mit Worten nicht genauer ausdrücken, und zusätzlich wirken im Traum meist Emotionen, welche die Kenntnisnahme der Inhalte verstärken. Hier offenbaren sich Vorgänge im menschlichen Sein, die wir noch nicht wirklich verstehen. Aber sie sind individuell-empirisch feststellbar, und sie sind therapeutisch von grösster Bedeutung und Wirkung. Sie eröffnen Möglichkeiten zur Wahrnehmung der Probleme und zur Veränderung von Einstellungen und davon geprägtem Verhalten. Diese tiefenpsychologischen Heilungswege sind statistisch kaum erfassbar, weil sie völlig individuell, also einmalig sind. So entziehen sich die wichtigsten und wirksamsten Selbstheilungskräfte der gängigen wissenschaftlichen Erkenntnis, weil diese noch nicht die adäquaten Instrumente zu ihrer Erfassung entwickelt oder, wo sie bestehen, sie noch nicht als wissenschaftliche akzeptiert hat.

Es gibt zum Glück auch andere Auffassungen zur Psychotherapie. So hat der Nestor der Psychotherapieforschung, Hans Strupp aus den USA, am Psychotherapiekongress der Charta in Zürich von 1996 den tiefenpsychologischen Therapien auch über das Jahr 2010 hinaus eine Zukunft prognostiziert. Bis jetzt sind sie noch da... Oder Daniel Hell, ärztlicher Direktor am „Burghölzli“ in Zürich, bricht in seinem Buch „Seelenhunger“ (2003) eine Lanze für die Subjektivität des Psychischen, die er die Erstpersion-Perspektive nennt, während die wissenschaftliche Sicht nur die objektivierende Drittperson-Perspektive zulässt. Man könnte hier noch Viele erwähnen, die das zu enge Korsett der vorherrschenden Wissenschaftsauffassung ausweiten möchten. In der Forschung geht der Trend heute mehr und mehr Richtung naturalistische Studien, und mit der Aufarbeitung der daraus zu gewinnenden Erkenntnisse werden sich die alten Wissenschaftsdogmen immer mehr als unhaltbar und überholt erweisen und schliesslich einer offeneren Sicht weichen müssen, zumindest für die Wissenschaften vom Menschen. Dies heisst aber andererseits auch, dass auch die Forscher eingestehen müssen, dass es Phänomene gibt, über die nicht einfach verfügt werden kann, um in jedem Fall etwas Geplantes zu erreichen, und dass wir diese Unsicherheiten – letztlich Chaos – aushalten müssen, statt sie mit rigorosen Zwangsritualen bannen zu wollen. Es gelingt ja ohnehin nicht.

Aus der therapeutischen Praxis ist uns das längst vertraut, denn wir haben von Jung gelernt, Unwägbarkeiten zu akzeptieren und zu warten, bis sich aus den

unbewussten Ressourcen Wege zur Problembearbeitung aufschliessen. Was ich da als „Warten“ bezeichne, ist nicht passives Nichtstun, sondern aktives Akzeptieren der Situation, die nun einmal für den Patienten so ist, wie sie jetzt ist. Das kann, um ein Beispiel zu geben, ein bewusstes Kommenlassen und Aushalten von Ängsten sein, was bekanntlich meist um jeden Preis vermieden wird, auch um den der Abhängigkeit von Zwangshandlungen. Emotionen können sich verändern, aber nur, wenn sie zugelassen und ausgehalten werden, ohne ausagiert zu werden. Diese Haltung des „Geschehenlassens“ ist der Machbarkeitswissenschaft fremd und zu unkontrollierbar. Man will sich absichern und nichts riskieren.

Das „Eingreifen“, wie es vor allem die ärztliche Einstellung charakterisiert, ist aber in gewissen Fällen auch berechtigt und notwendig, etwa zur Verhinderung eines Suizids oder mit der Abgabe von Medikamenten bei schweren psychischen Störungen. Auch beim Gegensatz Geschehenlassen versus Handeln muss der jeweils sinnvolle Gleichgewichtszustand je nach Lage der Dinge gefunden werden. Dazu gehören der aktuelle Zustand des Patienten, die Beurteilung des möglichen Verlaufs der Störung und der Stand der Beziehung zwischen Patient und Therapeut. All dies ist manchmal schwierig einzuschätzen. Sich dann allein auf die angeblich gesicherten wissenschaftlichen Erkenntnisse abzustützen, die gar nicht am konkreten Fall gewonnen worden sind, könnte man auch als Flucht vor der persönlichen Verantwortung deuten.

Eine rein wissenschaftlich abgestützte Psychotherapie wie etwa die von Grawe einst geforderte „allgemeine Psychotherapie“ wird es nach meinem Dafürhalten kaum je geben. Solche Verfahren stützen sich auf statistisch gewonnene Daten, die im konkreten Einzelfall, mit dem man arbeitet, nicht zwingend gültig sind. Überdies hat die bisherige Psychotherapieforschung bereits gezeigt, dass es nicht eine bestimmte, immer weiter zu perfektionierende Methode gibt, die allein oder signifikant besser wirksam wäre als andere. „All win Prices“ ist das Ergebnis der Forschung, das der Methodengläubigkeit einen empfindlichen Schlag versetzt hat. Und einmal mehr hat CG Jung diese Erkenntnis schon vor Jahrzehnten vorweggenommen, indem er die Studierenden aufforderte: „Lernen Sie Ihre Theorien so gut Sie nur können, aber lassen Sie sie beiseite, wenn Sie das Wunder der lebendigen Seele berühren. Nicht Theorien, sondern allein Ihre schöpferische Persönlichkeit ist das Entscheidende“ (GW 3, S 60). Das bedeutet, das Sicherheitsnetz der Wissenschaft bzw. des Kosmos gerade nicht auszuspannen, sondern sich der Unsicherheit und den Risiken des Unvorhersehbaren, des Chaos, auszusetzen, und sich den zuweilen archaischen Prozessen der psychischen Lebendigkeit offen zu stellen. Nur so wird sich, oft erst in der Not, das Rettende im schöpferischen Symbol konstellieren und erkennbar machen.

Auf Grund dieser Offenheit wird die Jungsche Psychotherapie – diese Prognose wage ich nach vierzig Jahren Berufserfahrung – in der künftigen Wissenschaftslandschaft durchaus ihren Platz haben. Jung hat nämlich, trotz aller Zeitgebundenheit, der niemand entrinnen kann, wesentliche Erkenntnisse über psychische Prozesse entdeckt und formuliert, für welche die klassische Wissenschaft noch nicht offen war, die jedoch für eine kommende, umfassendere Wissenschaft von tragender Bedeutung sein werden.